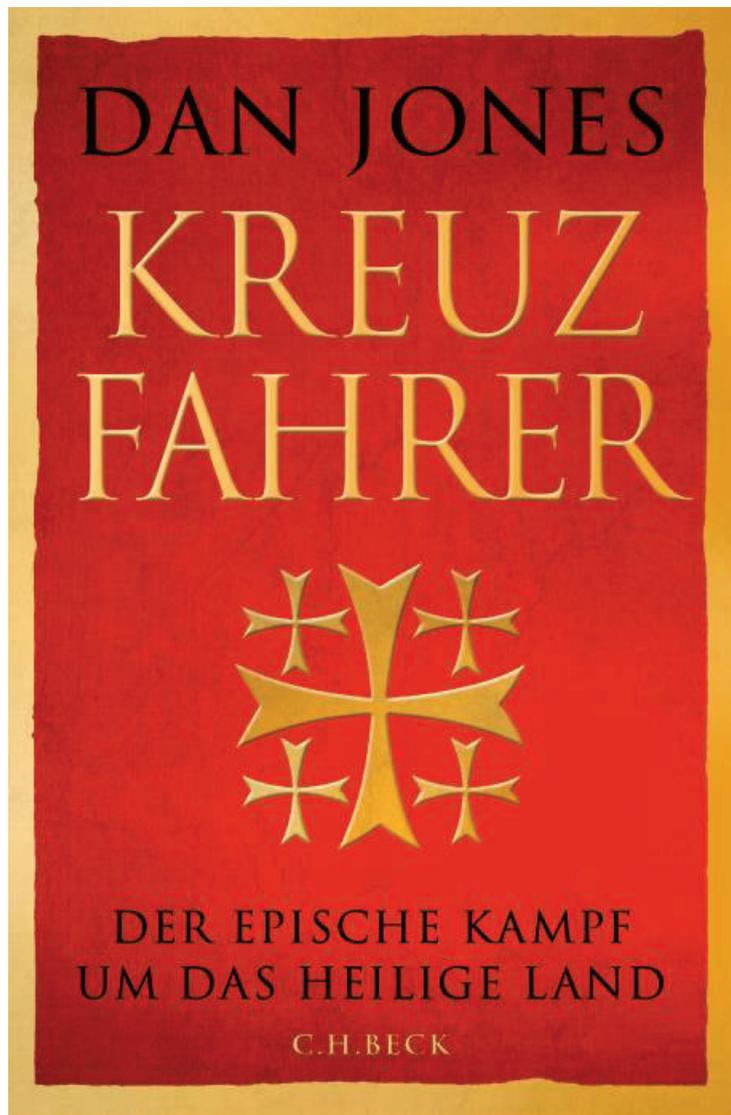


Unverkäufliche Leseprobe



Dan Jones
Kreuzfahrer

Der epische Kampf um das Heilige Land

2025. 544 S., mit 10 Karten und 28 farbigen Abbildungen
im Tafelteil

ISBN 978-3-406-83426-4

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/38538199>

Dan Jones
Kreuzfahrer

Dan Jones

Kreuzfahrer

Der epische Kampf
um das Heilige Land

*Aus dem Englischen
von Heike Schlatterer und Karin Schuler*

C.H.Beck

Titel der englischen Originalausgabe:
«Crusaders. An Epic History of the Wars for the Holy Lands»
© Dan Jones, 2019
This translation of «Crusaders» is published by Verlag C.H.Beck
by arrangement with Bloomsbury Publishing Plc.

Mit 28 Abbildungen und 10 Karten

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2025
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg, unter Verwendung
einer Abbildung von Shutterstock

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 83426 4



verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

Für Walter
χαλεπά τὰ καλά

In jenen Tagen waren den Menschen Pelze
ebenso wichtig wie ihre unsterblichen Seelen.

ADAM VON BREMEN, UM 1076

Inhalt

Einleitung	18
------------------	----

TEIL I

Entscheidung durch Gottesurteil

1	Der Graf und Imam	24
2	Dichter und Kleinkönige	33
3	Ein Reich unter Belagerung	45
4	Deus vult!	56
5	Die Geschichte des Predigers	70
6	Der Marsch der Fürsten	84
7	Der längste Winter	100
8	Jerusalem	117
9	Die Beute wird verteilt	135

TEIL II

Das Himmelreich

10	Sigurd der Jerusalemfahrer	148
11	Blutfelder	162
12	Ein neuer Ritterorden	177
13	Melisende die Prächtige	191
14	Die Schwerter unserer Väter	206
15	Bekehrt oder ausgelöscht	218
16	Die Geschichte wiederholt sich	235
17	Der Wettlauf um Ägypten	252
18	Um unserer Sünden willen	268

TEIL III
Die Ernte der Erde

19	Löwinnen und Löwenherzen	286
20	Vom Feuer verschlungen	306
21	Feinde im Innern	330
22	Am Paradiesfluss	350
23	Immutator Mundi	370
24	Khane und Könige	389
25	Der Feind aus der Hölle	408
26	Fragmente und Träume	427
27	Schöne neue Welten.	440
	Epilog: Kreuzfahrer 2.0	454

ANHANG

	Dramatis Personae	463
	Könige und Königinnen von Jerusalem	474
	Päpste	475
	Kaiser.	476
	Anmerkungen	477
	Quellen und Literatur	517
	Bild- und Kartennachweis	533
	Personenregister	534



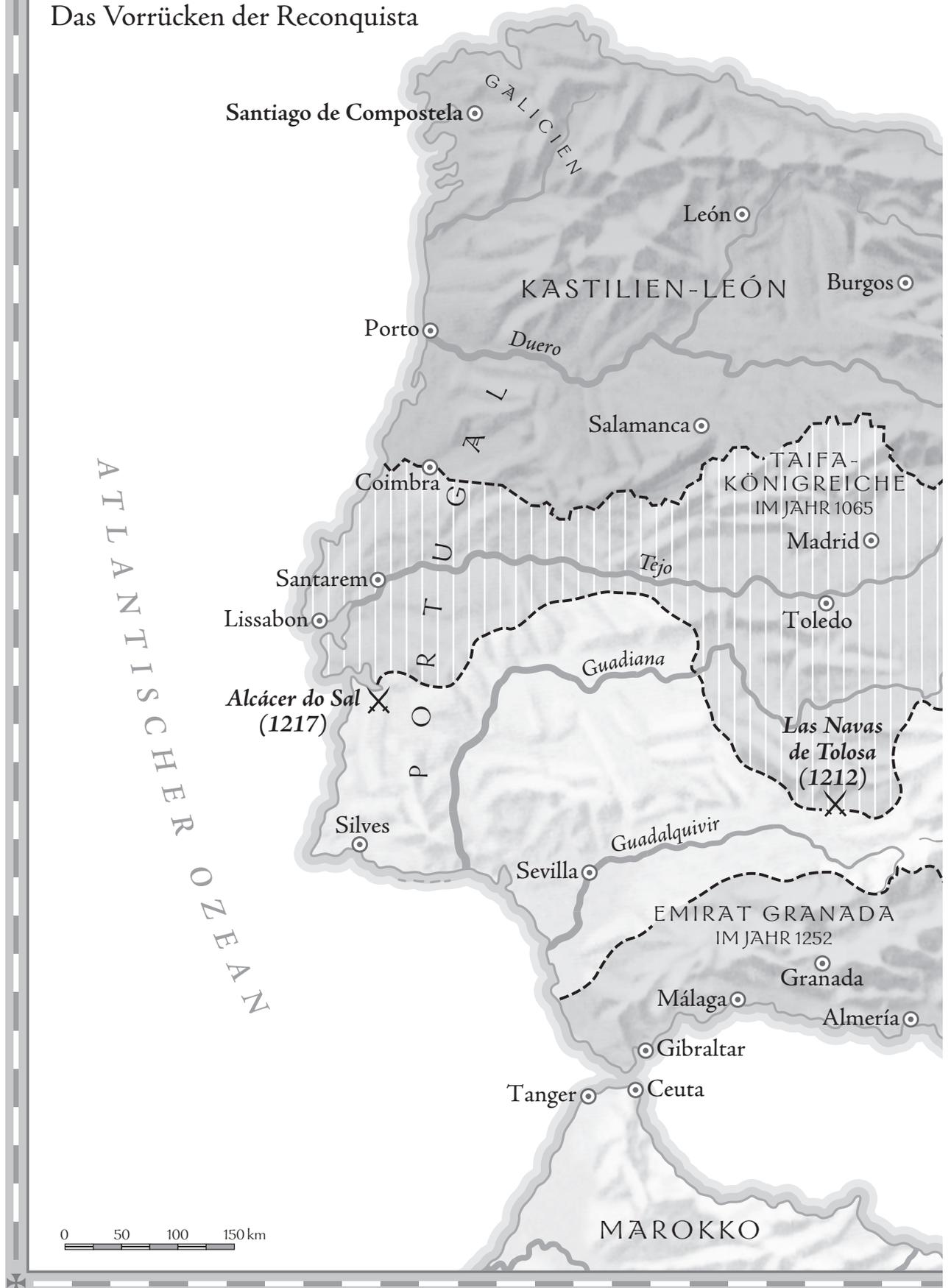




Die Kreuzfahrerstaaten im 12. Jahrhundert



Das Vorrücken der Reconquista





GOLF VON
BISKAYA

FRANKREICH

Rhône

Bordeaux

Toulouse

Arles

NAVARRA

Pamplona

Muret
(1213)

Carcassonne

Narbonne

Huesca

Saragossa

Ebro

Lleida

Tarragona

Barcelona

Tortosa

Valencia

ALMOHADEN-REICH
IM JAHR 1212

Murcia

Menorca

Mallorca

Ibiza

MITTELMEER

Einleitung

Ein Epos, geschrieben mit Blut ...

Kurz vor dem Osterfest des Jahres 1188 begab sich der Erzbischof von Canterbury nach Wales, um dort Soldaten zu rekrutieren. Tausende Kilometer entfernt war im östlichen Mittelmeerraum ein Krieg ausgebrochen, und der Erzbischof, der den Namen Balduin von Forde trug, hatte den Auftrag erhalten, ein paar Tausend kampffähige Männer für eine Armee auszuheben, die dort zum Einsatz kommen sollte.

Keine leichte Aufgabe, sollte man meinen. Wer sich für die Armee entschied, musste für die Reise in den Osten und wieder zurück mindestens achtzehn Monate zu Wasser und zu Land einkalkulieren. Eine teure Angelegenheit. Die Wahrscheinlichkeit, Schiffbruch zu erleiden, ausgeraubt zu werden, in einen Hinterhalt zu geraten oder an einer Krankheit zu sterben, war hoch, lange bevor das Ziel – das christliche Königreich Jerusalem in Palästina – überhaupt erreicht war. Die Chancen, mit fetter Beute nach Hause zu kommen, waren verschwindend gering. Tatsächlich war die Aussicht, überhaupt nach Hause zu kommen, verschwindend gering.

Der feindliche Befehlshaber – der kurdische Sultan von Ägypten und Syrien, Salah al-Din Yusuf ibn Ayyub, besser bekannt als Saladin – war ein überaus fähiger Mann, der den Armeen der westlichen Christen, die allgemein als «die Franken» bekannt waren, bereits einige verheerende Niederlagen beigebracht hatte. Im vergangenen Sommer erst hatte er ein riesiges Heer auf dem Schlachtfeld vernichtend geschlagen, den König von Jerusalem gefangen genommen, die heilige Reliquie des Wahren Kreuzes Christi erbeutet und eine christliche Regierung aus der Stadt Jerusalem vertrieben. Die einzige sichere Belohnung für die Kreuzfahrer, die sich an Saladin rächen wollten, würde im Jenseits eingelöst werden, wo, wie man hoffte, Gott wohlwollend auf die Teilnehmer schauen und ihnen einen reibungsloseren und schnelleren Eintritt ins Paradies gewähren würde.

In einem religiösen Zeitalter, das davon besessen war, Sünden zu zählen und zu vergeben, war das eine weitaus verlockendere Aussicht als heute, und doch hatte Balduin alle Hände voll zu tun, als er sich mit seinem Gefolge von Stadt zu Stadt durch Wales schleppte: predigen, überzeugen und Begeisterung für einen Krieg gegen einen Feind wecken, den keiner seiner Zuhörer je gesehen hatte, in einem Land, in dem vernachlässigbar wenige jemals gewesen waren – außer vielleicht in ihrer Fantasie.

In der kleinen Stadt Aberteifi in Westwales kam es nach Balduins Ankunft zu einem Streit zwischen zwei jungen Eheleuten. Der Ehemann hatte beschlossen, sich zum Kreuzzug zu melden. Seine Frau beharrte darauf, dass er nirgendwo hingehen würde. Laut dem Schriftsteller Gerald von Wales, der mit Erzbischof Balduin reiste und einen lebendigen Bericht über die Reise verfasste (dabei allerdings leider die Namen des Paares unterschlug), hielt die Frau «ihren Mann fest an seinem Umhang und seinem Gürtel und hinderte ihn vor aller Augen daran, zum Erzbischof zu gehen».

Sie gewann den Kampf. Doch, erzählt Gerald weiter, konnte sie den Sieg nur kurz genießen: «Drei Nächte später hörte sie eine schreckliche Stimme sagen: «Du hast mir meinen Diener genommen, deshalb soll dir genommen werden, was du lieben musst.»» In jener Nacht wälzte sich die Frau unruhig im Schlaf und erstickte ihren kleinen Sohn, der mit ihr im Bett lag – eine Tragödie und, dessen wurde sie gewahr, ein Omen. Erzbischof Balduin war inzwischen weitergezogen, und so suchte das verzweifelte Paar den Diözesanbischof auf, um ihm von dem schrecklichen Unfall zu berichten und um Vergebung zu bitten. Es gab nur eine Lösung. Sie wussten es alle. Die Christen, die sich bereit erklärt hatten, gegen Saladin zu kämpfen, machten ihren Status als vereidigte, heilige Krieger in der Armee Christi durch ein Stoffkreuz auf dem Ärmel ihrer Kleidung für jeden sichtbar. Die Frau nähte das Kreuz ihres Mannes selbst an.

Dies ist ein Buch über die Kreuzzüge: die Kriege, die christliche, päpstlich sanktionierte Heere gegen die vermeintlichen Feinde Christi und der Kirche von Rom im Mittelalter führten. Der Titel *Kreuzfahrer* beschreibt sowohl das Thema als auch meinen Ansatz. Im Mittelalter gab es lange Zeit kein Wort, um «die Kreuzzüge» so zu beschreiben, wie wir sie heute verstehen: eine Reihe von acht oder neun großen Expeditionen von West-

europa ins Heilige Land, ergänzt durch eine Reihe weiterer, indirekt damit verbundener Kriege, die von den sonnenverwöhnten Städten an der nordafrikanischen Küste bis zu den kältestarren Wäldern des Baltikums geführt wurden. Doch schon in den frühesten Tagen dieses Phänomens gab es ein Wort für diejenigen, die daran teilnahmen. Die Männer und Frauen, die in der Hoffnung auf spirituelle Erlösung in diese Bußkriege zogen, wurden im Lateinischen als *crucesignati* bezeichnet – als jene, die mit dem Kreuz gezeichnet waren. In diesem Sinne ging die Idee des Kreuzfahrers der Idee der Kreuzzüge voraus, und das ist einer der Gründe, warum ich mich für *Kreuzfahrer* entschieden habe. Noch wichtiger ist jedoch, dass der Titel *Kreuzfahrer* für die Art des Storytellings steht, mit der ich dieses Buch mit Leben füllen möchte. Das Buch ist komponiert als eine Folge von Episoden über Menschen, die in die Kreuzzüge verwickelt waren. Sie sind chronologisch geordnet, um ein Tableau zu erzählen, das den gesamten Zeitraum umfasst. Die Personen, die ich mit der Aufgabe betraut habe, uns auf die Reise mitzunehmen, sind die Kreuzfahrer vom Buchtitel, und sie bilden ein Ensemble, von dem ich hoffe, dass es uns in seiner Gesamtheit die Geschichte der Kreuzzüge aus erster Hand erzählen kann.

Bei der Auswahl dieser Kreuzfahrer habe ich mein Netz bewusst weit ausgeworfen. Ich habe Frauen und Männer ausgewählt, Christen der östlichen und westlichen Kirchen, sunnitische und schiitische Muslime, Araber, Juden, Türken, Kurden, Syrer, Ägypter, Berber und Mongolen. Es sind Menschen aus England, Wales, Frankreich, Skandinavien, Deutschland, Italien, Sizilien, Spanien, Portugal, dem Balkan und Nordafrika dabei. Sogar Wikinger. Einige spielen Hauptrollen, andere haben nur Gastauftritte. Aber dies ist ihre Geschichte.

Das Ergebnis ist, als Ganzes betrachtet, eine erklärtermaßen pluralistische Geschichte der Kreuzzüge, deren historiografischer Fokus nicht ausschließlich auf der Gründung, dem Überleben und dem Zusammenbruch der Kreuzfahrerstaaten in Palästina und Syrien und auf den Kriegen gegen Muslime in diesen Regionen liegt. Vielmehr wird dieser zentrale Strang der Geschichte eingebunden in den Kontext der gleichzeitigen Geschichte sowohl der offiziellen Kreuzzüge auf der Iberischen Halbinsel, im Baltikum, in Osteuropa, Südfrankreich, Sizilien und Anatolien als auch der Geschichte inoffizieller Volksbewegungen andernorts. Erzähltechnisch

bedeutet dies, dass unsere Geschichte von einer Vielzahl von Menschen getragen wird, einem Kollektiv, das gemeinsam ein Kaleidoskop faszinierender und polychromer Perspektiven auf ihr gemeinsames Zeitalter bietet.

Das ist jedenfalls das Ziel. Natürlich bin ich mir, wenn ich dieses Buch vorlege, der vielen hervorragenden Studien über die Kreuzzüge, die in den letzten Jahren geschrieben wurden, sehr bewusst – und zutiefst dankbar dafür. Die vielleicht beste ist trotz ihres Alters Sir Steven Runcimans brillante dreibändige Chronik *A History of the Crusades* (1951–1954, dt.: *Geschichte der Kreuzzüge*, 1957–1960). Aber auch Publikationen jüngerer Datums sind ein Gewinn für den Leser: Christopher Tyermans *God's War: A New History of the Crusades* (2006), Thomas Asbridges *The Crusades: The War of the Holy Land* (2010, dt.: *Die Kreuzzüge*, 2010), Jonathan Phillips' *Holy Warriors: A Modern History of the Crusades* (2010, dt.: *Heiliger Krieg*, 2011), die dritte Auflage von *The Crusades: A History* (2014, dt.: *Die Kreuzzüge*, 2016) des verstorbenen, großen Jonathan Riley-Smith und Paul M. Cobbs *The Race for Paradise: An Islamic History of the Crusades* (2014, dt.: *Der Kampf ums Paradies*, 2015). Sie alle führen hervorragend durch diese Zeit, und obwohl ich mich in der vorliegenden Darstellung ausschließlich auf Zitate aus Primärquellen beschränkt habe, war es doch sehr beruhigend, diese beispielhaft modernen Werke in meinem Bücherregal zu wissen – neben Hunderten weiteren Büchern und Artikeln, sowohl allgemeiner als auch fachlicher Art, die andere Wissenschaftler geschrieben haben. Ohne die Arbeit von Generationen von Kreuzzugshistorikern und -historikerinnen in Vergangenheit und Gegenwart wäre dieses Buch schlicht nicht möglich gewesen.

Kreuzfahrer ist in drei Abschnitte unterteilt. Der erste Abschnitt behandelt die Zeit, in der sich die vielen Denkweisen, Aktivitäten und Kriegstechniken, die die Kreuzzugsbewegung beeinflussten, ab den 1060er Jahren entwickelten. Er führt hin zur erstaunlichen Geschichte des Ersten Kreuzzugs und gipfelt im Fall Jerusalems im Juli 1099.

Der zweite Teil des Buches greift die Geschichte einige Jahre später, zu Beginn des 12. Jahrhunderts, wieder auf. Er zeichnet das Wachstum und die Entwicklung der Kreuzfahrerstaaten in Syrien und Palästina nach, behält die Kriege zwischen christlichen Herrschern und den islamischen Mächten in Spanien (bekannt als Reconquista) im Auge und untersucht

die Ausbreitung der Kreuzzüge über diese beiden Schauplätze hinaus in ein neues Gebiet an der Ostseeküste. Die Erzählung dieses Abschnitts ist von zwei großen Krisen geprägt: dem Fall von Edessa im Jahr 1144, der den Zweiten Kreuzzug auslöste, und dem Verlust Jerusalems an Saladin im Jahr 1187, der den Dritten Kreuzzug provozierte.

Der letzte Teil des Buches beschreibt die verzweifelten Bemühungen der westlichen Christenheit, Jerusalem in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zurückzuerobern, gefolgt vom Niedergang der Kreuzfahrerstaaten im Osten nach dem Aufstieg der mongolischen und mamlukischen Reiche. Es beschreibt auch die dramatische Ausbreitung und Politisierung der Kreuzzugsideologie und der Institutionen während und nach dem Pontifikat von Innozenz III. sowie den Prozess, als dessen Folge sich die Kreuzzüge gegen neue Feinde richteten: innerhalb und außerhalb der Kirche, real und imaginär. Das Buch erhebt den Anspruch, eine Geschichte ausführlich und umfassend zu erzählen, und deshalb endet *Kreuzfahrer* nicht 1291 mit dem endgültigen Zusammenbruch des Königreichs Jerusalem, sondern 1492 mit dem Abschluss der Reconquista und der Übertragung der Sehnsüchte und Energien der Kreuzzüge nach Westen in die Neue Welt. Ein kurzer Epilog skizziert die Überlieferung und den Wandel der Erinnerung an die Kreuzzüge bis in die Gegenwart.

Jedes Kapitel dieses Buches könnte eine vollständige Studie für sich sein und ist es in den meisten Fällen auch. Ich hoffe, dass das Buch die Leserinnen und Leser, die in das Thema neu einsteigen, dazu anregt, sich eingehender mit der Geschichte der Kreuzzüge zu befassen, und dass diejenigen, die schon einiges über diese Zeit gelesen haben, meine Vorgehensweise schätzen werden. Wie bei allen meinen Büchern ist es mir eine Herzensangelegenheit, dass *Kreuzfahrer* Wissensvermittlung und Entertainment gleichermaßen ist. Denn, wie Sir Steven Runciman einst schrieb: «Die romantische Geschichte der Kreuzzüge war ein Epos, das mit Blut geschrieben wurde.»

So war es, und so ist es. Lasst uns beginnen.

Dan Jones
Staines-upon-Thames
Frühjahr 2019

TEIL I

Entscheidung durch Gottesurteil

Der Graf und Imam

*Er erkannte zwei Dinge, von denen er profitieren würde,
eines für seine Seele und das andere für seinen materiellen Nutzen ...*

Graf Roger von Sizilien hob sein Bein und ließ einen Furz. «Bei der Wahrheit meiner Religion», rief er aus, «das nützt mehr als alles, was ihr zu sagen habt!»¹

Seine Berater standen da wie begossene Pudel – ziemlich perplexer Pudel. Der Graf vor ihnen war Ende vierzig und bis auf die Knochen durchdrungen von den Erfahrungen seiner Feldzüge in Süditalien und auf den Inseln des zentralen Mittelmeers. Als junger Krieger war er von einem Schmeichler als «groß und gut gebaut, ein äußerst gewandter Redner, klug im Rat, weitblickend in der Planung der Dinge, die zu tun waren, heiter und angenehm zu jedermann» beschrieben worden.² Im mittleren Alter war er etwas härter geworden, und er war keiner, der seine Worte an Dummköpfe verschwendete.

Der Plan, den die Berater empfohlen hatten, klang eigentlich ganz gut, wie es bei Plänen von Höflingen oft der Fall ist, bevor sie durch die Kritik reizbarer Potentaten zerschmettert werden. Jenseits des Meeres, nicht weit von Sizilien – etwa 120 Kilometer am nächsten Punkt – lagen die Überreste dessen, was in der Antike Karthago, später als römische Provinz Africa und jetzt, im späten 11. Jahrhundert, Ifriqiya hieß.* Seine Städte – darunter die Hauptstadt Mahdia (*al-Mahdiyya*) an der Küste und Kairouan (*Qayrawan*) im Landesinneren, wo die größten Philoso-

* Heute der östliche Maghreb: jener Teil der nordafrikanischen Küste, der den Nordosten Algeriens, Tunesien und den nordwestlichen Teil Libyens umfasst.

phen und Naturwissenschaftler Nordafrikas seit vielen Generationen eine gewaltige Moschee und eine Schule besuchten – standen unter der wandenden Herrschaft einer zerfallenden Dynastie von muslimischen Berbern, die als Ziriden bekannt waren. Verschiedene arabische Beduinestämme, die von Ägypten aus geschickt worden waren, um die Ziriden zu vertreiben, kontrollierten das Land. Die Lage war alles andere als stabil. Hier gab es warmes und fruchtbares Ackerland. Dort lagen wohlhabende Hafenstädte. Alles reif für die Eroberung? Rogers Berater sahen das so und empfahlen ihrem gereizten Oberherrn den Vorschlag eines Cousins, der in einer Quelle nur als «Balduin» bezeichnet wird.³

Dieser Balduin war in den Besitz eines großen Heeres christlicher Soldaten gekommen und sah sich nach einem gottlosen Ort um, den er erobern konnte. Er bat Roger um seinen Segen, nach Sizilien kommen und die Insel als Ausgangspunkt für eine Invasion nach Ifriqiya nutzen zu dürfen. «Ich werde Euer Nachbar sein», hatte er ausgerufen, als ob dies eine gute Nachricht wäre. Doch Roger von Sizilien hegte keine gutnachbarlichen Gefühle. Ifriqiya, so erwiderte er, werde zweifellos von verschiedenen Anhängern des Islam regiert, doch diese Ungläubigen seien zufällig eingeschworene Partner der Sizilianer in Abkommen, die den Frieden bewahrten und einen reichen Warenaustausch auf den Märkten und in den Häfen der Insel ermöglichten. Das Letzte, was er brauche, schimpfte er vor seinen versammelten Gefolgsleuten, sei ein Cousin, der seine Gastfreundschaft in Anspruch nehme und einen rücksichtslosen Krieg führe, der im Erfolgsfall den sizilianischen Handel stören und ihn im Misserfolgsfall viel Geld für militärische Unterstützung kosten würde.

Ifriqiya mochte tatsächlich verwundbar sein, aber wenn jemand das ausnutzen wollte, dann Roger selbst. Er hatte die letzten zweieinhalb Jahrzehnte – fast sein gesamtes Erwachsenenleben – damit verbracht, seine Herrschaft in der Region zu festigen, und es wäre in der Tat schwach gewesen, wenn er sie jetzt in Gefahr gebracht hätte, um irgendeinen dämlichen Plan zu verfolgen, ausgedacht von einem Verwandten, dessen Schweiß nie den Boden der Insel getränkt hatte.

Wenn dieser Balduin gegen Muslime kämpfen wolle, fand Roger, solle er sich einen anderen Teil des Mittelmeers suchen, um dort sein Unwesen zu treiben. Er könne aus dem Stand viele Orte nennen, die dem Einfluss-

bereich Siziliens vorzuziehen wären. Also rief er Balduins persönlichen Gesandten zu sich und informierte ihn über seine Entscheidung. Wenn es seinem Herrn wirklich ernst sei, sagte er, dann sei es «die richtige Vorgehensweise, Jerusalem zu erobern».⁴

Und so fing alles an.

Roger, Graf von Sizilien, war der ultimative Selfmademan im Europa des 11. Jahrhunderts. Er wurde um das Jahr 1040 als jüngster von zwölf Söhnen eines kleinen Adligen aus der Normandie namens Tankred von Hauteville geboren. In Anbetracht des geltenden Erbrechts bedeutete schon die Geburt als zweiter Sohn eher eine lebenslange Belastung durch die Jagd nach Reichtum als ein leichtes Erbe: Elf Brüder vor sich zu haben, war eine Katastrophe. Doch gegen Ende des Jahrhunderts hatten die Normannen begonnen, sich ihren Weg durch Westeuropa zu bahnen. Im Jahr 1066 eroberten sie das sächsische England. Zur gleichen Zeit geriet Süditalien unter ihren Einfluss. Die Möglichkeiten für jüngere Söhne mögen in der Normandie selbst begrenzt gewesen sein, aber für den, der bereit war, seine Heimat hinter sich zu lassen, boten sie sich reichlich. Als junger Mann verließ Roger daher Frankreich und machte sich auf den Weg in ein Gebiet, das bereits viele seiner Verwandten und Landsleute angezogen hatte: die reichen, aber instabilen süditalienischen Regionen Kalabrien und Apulien.

Zehe und Ferse des italienischen Stiefels waren Gebiete mit reichen Ressourcen, aber unklaren Machtverhältnissen, in denen sich ein ehrgeiziger junger Mann mit Spaß an Politik und Kriegskunst einen Namen machen konnte. Andere Normannen aus dem Clan der Hauteville hatten hier bereits Erfolge im Kampf gegen die rivalisierenden Großmächte in der Region erzielt, vor allem gegen die byzantinischen Griechen und die römischen Päpste, die beide die Normannen mit Argwohn bis hin zur Besorgnis betrachteten. Zu den erfolgreichsten zählten Rogers Brüder Wilhelm Eisenarm, Drogo und der ungewöhnlich talentierte Robert Guiskard (das altfranzösische *guischart* bedeutet «listig» oder «verschlagen»). Als Roger eintraf, waren die beiden Ersteren bereits tot, und Robert Guiskard erhob Anspruch auf den Titel «Graf von Apulien und Kalabrien». Doch es gab noch viele andere Abenteuer zu erleben. Die Familie hatte sich die Menschen in Süditalien dadurch unterworfen, dass sie

ihnen Nasen, Hände und Füße abhackte und die Augen ausstach.⁵ Die Stammesgeschichte der Normannen erzählte von ihrer Abstammung von einem skandinavischen Kriegsherrn namens Rollo, der mit seiner Bekehrung zum Christentum vor allem sicherstellen wollte, dass die Männer aller möglichen Reiche vor ihm das Knie beugten.⁶ Weder Roger noch Robert verloren jemals das Gespür der Wikinger für die Überzeugungskraft einer Schwertklinge.

Nicht alle waren von der normannischen Eroberung Süditaliens begeistert, was zu einem großen Teil auf ebendiesen Ruf übertriebener Brutalität zurückzuführen war. Nach Meinung eines bedeutenden Kirchenmannes jener Zeit waren die Normannen «das übelstriechende Gesindel der Welt ... Söhne des Drecks, Tyrannen, die aus dem Pöbel aufgestiegen sind».⁷ Doch ab der Mitte des Jahrhunderts wandelte sich diese Einstellung, da die späteren Päpste den Normannen nicht mehr so feindselig gegenüberstanden und sie allmählich als zwar grobschlächtige, aber praktisch nützliche potenzielle Verbündete betrachteten, die sie zur Förderung der Ziele Roms einsetzen konnten. Zu diesem Schluss kam das Papsttum teilweise unter Zwang: 1053 hatten die Normannen ein päpstliches Heer auf dem Schlachtfeld vernichtet und Papst Leo IX. gefangen genommen. Leos Nachfolger Papst Nikolaus II. übertrug der Familie Hauteville die Herrschaft über Kalabrien und Apulien und gestattete ihr, auf dem Schlachtfeld vor ihren Heeren ein päpstliches Banner* zu hissen – eine Ehre, die er Robert Guiskard für ein Geschenk von vier Kamelen gewährte. Und dies war nicht nur eine Anerkennung des Status quo. Der Papst spekulierte darauf, dass eines Tages einer aus dem normannischen Clan «mit der Hilfe Gottes und des heiligen Petrus» auch Sizilien erobern und beherrschen könne: Die große, dreieckige Insel jenseits der Straße von Messina befand sich seit dem 9. Jahrhundert unter arabischer Herrschaft.⁸ Eine normannische Inbesitznahme wäre ein großer Fortschritt in den päpstlichen Bestrebungen, ganz Süditalien sicher unter die Herr-

* Einige Jahre später bekam ein weiterer normannischer Herrscher ein päpstliches Banner gesandt: Wilhelm der Bastard, Herzog der Normandie, ließ es vor seinen Truppen wehen, als er 1066 in England einfiel.

schaft der römischen Kirche zu bringen.⁹ Wenn die Normannen das schaffen könnten, so die Überlegung, dann hätte sich all die Unruhe, die diese raubeinigen Nordmänner in den vielen Jahrzehnten seit ihrer Ankunft auf dem Festland verursacht hatten, womöglich tatsächlich gelohnt.

Auch Roger und sein Bruder Robert Guiskard waren sehr interessiert daran, Sizilien einzunehmen, wenn auch nicht aus denselben Gründen wie der Papst. Gott konnte man durchaus auch vor Ort etwa durch die Gründung und den Unterhalt von Mönchs- und Nonnengemeinschaften gefallen, die Christus lobten und die Feiertage der Heiligen hochhielten. Ein Expeditionskrieg zur Eroberung und Unterwerfung einer 2500 Quadratkilometer großen Insel mit einer fast 1500 Kilometer langen Küste und einer großen Vulkanregion in ihrem Zentrum war ein Akt der Frömmigkeit, der eine substanziellere, irdische Rechtfertigung erforderte.

Glücklicherweise lieferte Sizilien reichlich Gründe dafür. Die Insel, die im Winter feucht und im Sommer heiß war, verfügte über einige der besten Anbauflächen im Mittelmeerraum, auf denen mit den unter der Herrschaft der muslimischen Emire stark verbesserten landwirtschaftlichen Methoden gewaltige Mengen Getreide angebaut wurden. Reis, Zitronen, Datteln und Zuckerrohr gediehen prächtig. In sizilianischen Werkstätten wurden Baumwollstoffe und Papyri hergestellt. Fischer gingen in den ruhigen Gewässern ihrer Arbeit nach; Pilger aus dem muslimisch beherrschten Südspanien machten auf ihrem Weg zur Hadsch nach Mekka auf der Insel halt, um neue Kräfte zu sammeln. Küstenstädte wie Palermo, Syrakus, Catania, Messina und Agrigent waren wichtige Umschlagplätze im zentralen Mittelmeerraum, an denen Händler aus dem Nahen Osten und Nordostafrika ihre Geschäfte mit all jenen machen konnten, die auf den Handelsrouten durch Mittel- und Westeuropa unterwegs waren. Die einheimische Bevölkerung, die sich aus arabischen und berberischen Muslimen, griechisch-orthodoxen Christen und Juden zusammensetzte, bot eine lukrative Steuerbasis, wie die Emire durch die islamische Praxis bewiesen hatten, denjenigen Nicht-Muslimen, die nicht konvertieren wollten, eine als *Dschizya* bekannte Ungläubigensteuer aufzuerlegen.

Unter diesen Umständen fand das päpstliche Loblied auf die Eroberung Siziliens, dem Roger und Robert Guiskard 1059 lauschten, wohl-

wollendes Gehör. Der sizilianische Mönchschronist Gaufredus Malaterra berichtet:

Als dieser höchst angesehene junge Mann Roger ... hörte, dass Sizilien in den Händen der Ungläubigen war ... wurde er von dem Wunsch ergriffen, es zu erobern ... Er erkannte zwei Dinge, von denen er profitieren würde, eines für seine Seele und das andere für seinen materiellen Nutzen, wenn er ein Land, das dem Götzendienst verfallen war, zur göttlichen Anbetung bringen könnte.¹⁰

Geld und Unsterblichkeit: Diese beiden zeitlosen Versuchungen erwiesen sich als absolut ausreichend, um Roger und Robert Guiskard in einer Reihe von Invasionen, mit denen sie in den frühen 1060er Jahren begannen, über die Meerenge von Messina zu locken. Die Übernahme Siziliens von den Arabern ging weder einfach noch schnell vor sich, doch als die normannischen Brüder sich ganz darauf konzentrierten, Seeblockaden zu errichten und zahlenmäßig kleine, aber im normannischen Kampfstil erfahrene Kriegerkontingente mit leichter Rüstung und schwerer Kavallerie, großen Holzschilden und Belagerungstürmen ins Land zu bringen, zeigte sich, dass man sich ihrer nur schwer erwehren konnte. Sie nutzten die Rivalitäten der verschiedenen islamischen Gruppierungen auf der Insel aus, die in der Vergangenheit gelegentlich christliche Söldner vom italienischen Festland angeheuert hatten und mehr als bereit waren, mit den normannischen Armeen zu kollaborieren, um ihre eigenen Ambitionen auf die politische Vorherrschaft zu fördern.¹¹ Und sie fanden Gefallen an einer niederträchtigen, aber effektiven psychologischen Kriegsführung: Sie vergewaltigten die Frauen ihrer Feinde oder schickten blutgetränkte Brieftauben, um ihre Siege zu verkünden. Palermo fiel schließlich 1072 nach fünfmonatiger Belagerung. Mitte der 1080er Jahre war der größte Teil der Insel unter normannischer Kontrolle. Der eingefleischte Abenteurer Robert Guiskard verließ die Insel, um im Byzantinischen Reich zu kämpfen und die normannische Herrschaft auf Dalmatien, Mazedonien und Thessalien auszudehnen, während sein jüngerer Bruder Roger als Graf von Sizilien mehr oder weniger nach Belieben regierte.

Im Jahr 1091 war die Eroberung Siziliens abgeschlossen und Roger

genoss seine Rolle als einer der meistbewunderten christlichen Herrscher Europas: Für seine Töchter erhielt er Heiratsanträge von den Königen Frankreichs, des Römisch-Deutschen Reichs und Ungarns, errichtete auf der ganzen Insel Bistümer, die dem Papsttum (und nicht den östlichen Patriarchen der orthodoxen Kirche) unterstanden, und herrschte über eine Bevölkerung, die religiös und kulturell wie eh und je bunt gemischt war. Roger baute und förderte Kirchen und Klöster auf Sizilien – ein Akt konventioneller Frömmigkeit für jeden Herrscher dieser Zeit, insbesondere für einen, der eine unangenehme Menge menschlichen Blutes an seinen Händen hatte. Die Moschee in Palermo, die ursprünglich als byzantinische Basilika errichtet worden war, wurde erneut umgebaut, diesmal in eine Kirche, die dem lateinischen Ritus folgte. Gelegentlich scheint Roger besiegte muslimische Rivalen gezwungen zu haben, sich zum Christentum zu bekehren.¹² Das *Dschizya*-System wurde faktisch umgedreht, jetzt mussten nicht mehr die Christen, sondern die Muslime eine Steuer (das *censum* oder *tributum*) für das Recht auf ihren Unglauben zahlen.¹³ Auch die Juden bekamen eine Abgabe auferlegt. Roger schuf jedoch keineswegs eine Theokratie. Kirchenmänner, die aus den europäischen Gebieten weiter im Norden nach Sizilien kamen, kritisierten, Roger erlaube Muslimen nicht nur, in seinen Armeen zu dienen, sondern (behaupteten sie zumindest) weigere sich aktiv, ihnen zu erlauben, sich zur Sache Christi zu bekehren.¹⁴ Und der Graf selbst präsentierte sich seinen Untertanen gegenüber eher als Pragmatiker denn als Dogmatiker. Die als *trifollari* bekannten Kupfermünzen, die für seine christlichen Untertanen geprägt wurden, zeigten Roger als glorreichen christlichen Ritter zu Pferd mit Heiliger Lanze und trugen die lateinische Inschrift «Graf Roger» (*roqerivs comes*).¹⁵ Doch jeder Gold-*tari* – eine Münze, die für seine muslimischen Untertanen geprägt wurde – trug die arabische Inschrift: «Es gibt keinen Gott außer Allah, Mohammed ist der Prophet Allahs.» Andere arabische Münzen Rogers sowie seine Urkunden in derselben Sprache bezeichnen ihn als *imam*, *malik* oder *sultan*: Herr, Souverän oder König.¹⁶

Was aber soll man von der verwirrenden Geschichte halten, dass Roger sich weigerte, seinen Erfolg in Sizilien durch einen Einfall in Ifriqiya zu mehren? Überliefert hat uns diese Information der Gelehrte Ibn al-Athir,

der zwischen 1160 und 1233 in Mossul (im heutigen Irak) lebte und dessen Meisterwerk eine gelehrte Chronik mit dem selbstbewussten Titel *al-Kamil fi t-ta'rih* war: *Das vollkommene Geschichtswerk*.

Ibn al-Athir war ein seriöser Historiker, der sich mit mehreren Hunderttausend Wörtern einer Geschichte der Welt widmete, die mit der Schöpfung begann und sich bis zu den politischen und militärischen Kämpfen der größeren islamischen Welt – äußeren wie inneren – in seiner eigenen Lebenszeit fortsetzte, auf die er einen panoptischen und oft höchst aufschlussreichen Blick hatte. Angesichts der Zeit, in der er lebte, verfolgte er die Kreuzfahrer und ihre Motive natürlich mit großem Interesse, und er machte sich ernsthafte Gedanken über die Ursprünge der heiligen Kriege, die gerade spektakulär und immer wieder im Mittelmeerraum aufflammten. Seine Entscheidung, Roger von Sizilien (den er als grobschlächtig, stinkend und zynisch charakterisiert – der Archetyp des Kreuzfahrerfürsten schlechthin) die Verantwortung zuzuschieben, ist gewichtig, auch wenn sie nicht ganz für bare Münze genommen werden sollte.*

Und seine Figur des «Balduin» ist wahrscheinlich als Hinweis auf Balduin I., den künftigen König von Jerusalem, zu verstehen, aber es gibt keine Belege dafür, dass dieser Austausch tatsächlich stattgefunden hat.

Möglicherweise vermischte Ibn al-Athir in seinem Bericht das, was er im Nachhinein über die Ursprünge der Kreuzzüge im Heiligen Land erfuhr, mit einer bestimmten Geschichte von eher lokalem Ursprung und Kolorit. Dem Chronisten Malaterra zufolge wurde Ifriqiya im Jahr 1087 von einem amphibischen Heer angegriffen, das Kaufleute aus Pisa aufgestellt hatten, «die sich auf den Weg gemacht hatten, um in Afrika Ge-

* Interessanterweise war Rogers demonstrative Flatulenz ein Detail, das nicht nur Ibn al-Athir auffiel. Gaufredus Malaterra berichtet von einem normannischen Heer, das 1064 Palermo belagerte und während dieses Feldzugs von Taranteln geplagt wurde. Jeder, der von ihnen gestochen wurde, fand sich mit Gas gefüllt und litt so sehr, dass er nicht verhindern konnte, dass dasselbe Gas mit einem ekelhaften Rasseln aus seinem Anus austrat. Kenneth B. Wolf (Übers.), *The Deeds of Count Roger of Calabria and Sicily and of his Brother Duke Robert Guiscard: by Geoffrey Malaterra*, Ann Arbor 2005, S. 114.

schäfte zu machen, und dabei einige Verletzungen erlitten hatten».¹⁷ In einer weit weniger grotesken und farbenfrohen Erzählung als der von Ibn al-Athir schreibt Malaterra in sachlichem Ton, dass die Pisaner Roger die Krone von Ifriqiya angeboten hätten, wenn er ihnen helfen würde, die Stadt Mahdia einzunehmen. Roger lehnte mit der Begründung ab, dass er erst vor relativ kurzer Zeit einen Friedensvertrag mit den dortigen Machthabern geschlossen hatte. Jerusalem erwähnte er nicht. Malaterra zufolge schlossen die Pisaner selbst einen Vertrag mit dem ziridischen Herrscher und akzeptierten eine Zahlung, damit sie Mahdia in Ruhe ließen.

Doch es steckt noch mehr dahinter. Ibn al-Athir stellt seine Geschichte über Graf Roger und den Staat Ifriqiya in einen breiten mediterranen Kontext. Etwa zur gleichen Zeit, als die Normannen Sizilien eroberten und die Küste von Ifriqiya bedrohten, «nahmen sie auch die Stadt Toledo und andere Städte Spaniens ein ... Später sollten sie noch andere Teile erobern, wie ihr sehen werdet.»¹⁸ Und das taten «sie» tatsächlich. In Spanien, Nordafrika, auf den Mittelmeerinseln und anderswo waren in den Jahrzehnten vor dem Ersten Kreuzzug Zusammenstöße zwischen rivalisierenden Herrschern, die verschiedenen Religionen angehörten, an der Tagesordnung.

Hier handelte es sich nicht um Glaubenskriege – die Religion spielte gegenüber kommerziellen und geopolitischen Erwägungen oft eine klar untergeordnete Rolle.¹⁹ Aber es waren Kriege zwischen religiösen Menschen, und sie hatten generationenübergreifende Folgen, die noch zu Ibn al-Athirs Zeiten weithin sichtbar waren. Das Zusammentreffen von Kriegen, die um Territorien geführt wurden, und Kriegen, die auf der Grundlage von Glauben und Dogmen mit dem Ziel der spirituellen Vorherrschaft geführt wurden, sollte eine Schlüsselrolle in den mehr als 200 Jahren des Konflikts spielen, der sich in erster Linie als Kampf um den einen wahren Glauben darstellen sollte.

Dichter und Kleinkönige

*Jetzt, da sie stark und dazu in der Lage sind, wollen die Christen
mit Gewalt zurückgewinnen, was sie verloren haben ...*

Als Sizilien in den 1070er Jahren peu à peu von den Normannen eingenommen wurde und die Insel Stadt für Stadt den Angriffen der barbarischen Soldaten des Grafen Roger mit ihren Schilden, die wie riesige Tränentropfen aussahen, zum Opfer fiel, sammelte ein junger muslimischer Dichter seine Familie um sich und floh. Sein Name war Ibn Hamdis (ʿAbd al-Jabbar ibn Hamdis), er war gerade einmal vierundzwanzig Jahre alt. Im Jahr 1054 war er in Syrakus zur Welt gekommen und als Sohn einer wohlhabenden Familie in vornehmer Nachbarschaft aufgewachsen. Seine literarische Ausbildung gab ihm für sein Leben eine Gewandtheit in der beliebten arabischen Versdichtung mit, die zu jener Zeit ein Ausdruck der Hochkultur war. Dieses Talent ermöglichte es ihm, der Zerstörung, dem Schmerz und dem Verlust, die er in seinem langen und ereignisreichen Leben erfahren sollte, einen Sinn zu geben. Es verschaffte ihm Renommee und Zugang zu den vielen gelehrten Höfen des islamischen Mittelmeerraums.

Der Abschied von Sizilien war ein schwerer Schlag für seine Seele, und er trauerte sein Leben lang um die quirlige Insel, die doch seine Heimat war. «Ich bin aus dem Paradies verbannt worden», schrieb er einmal. Nostalgie und Heimweh durchdrangen seine Gedichte, die er bis weit über seinen achtzigsten Geburtstag hinaus verfasste.¹ Doch so schmerzhaft das Exil auch war – es hatte auch seine Vorteile. Ibn Hamdis ging nach Westen und ließ sich als Begleiter von Muhammad al-Muʿtamid ibn Abbad anstellen, dem König der *taifa* von Sevilla, einem der größten Kunstmäzene seiner Zeit. Al-Muʿtamid, der sich seinem vierzigsten Ge-

burtstag näherte, als Ibn Hamdis eintraf, war selbst ein begnadeter Dichter; seine Wortgewandtheit hatte er von seinem brutalen, aber eloquenten Vater al-Muʿtadid geerbt, dessen unerbittliche Feldzüge Sevilla zu einem der mächtigsten Staaten der Region gemacht hatten und dessen Methoden im Umgang mit seinen Feinden geradezu tückisch waren – beispielsweise ließ er eine Gruppe von Diplomaten, die ihn besuchten, in seinem Palastbad ersticken.² Al-Muʿtamid war ein etwas weniger verschlagener Herrscher als sein Vater und ein begabterer Verseschmied.³ Er nahm Ibn Hamdis als einen von mehreren poetischen Sparringspartnern auf und setzte ihn auf seine Gehaltsliste. So ließ sich der sizilianische Exilant an einem der intellektuellsten und sinnlichsten Höfe des Westens nieder, wo die eigentlich unerlaubten Vergnügungen des Weins und des zwanglosen Geschlechtsverkehrs frei zugänglich waren und das Leben, wie er schrieb, «nur dann entschuldbar ist, wenn wir an den Ufern des Vergnügens wandeln und jede Zurückhaltung aufgeben».⁴ Ibn Hamdis sehnte sich ewig nach seiner Heimat, aber die Situation war, zumindest momentan, gut.

Die Vormachtstellung Sevillas war relativ neu. Hätte ein junger muslimischer Literat ein Jahrhundert zuvor in der Region Zuflucht gesucht, wäre er, ohne zu zögern, nach Córdoba, in die regionale Hauptstadt des Umayyaden-Kalifats, geeilt: eine Megacity mit einer halben Million Einwohnern und eine der fortschrittlichsten, ehrfurchtgebietendsten Metropolen der ganzen Welt, in der Naturwissenschaftler, Astrologen, Philosophen und Mathematiker die Geheimnisse des Universums erforschten, während Handwerker und Architekten die Grenzen der künstlerischen Perfektion ausloteten. Doch 1031 war das Umayyaden-Kalifat zusammengebrochen, und Córdoba war in geistigem Stillstand versunken, seine Bibliotheken waren geplündert, seine Bücher verbrannt und seine berühmten Werkstätten lahmgelegt.

Aus diesem Vakuum heraus entstanden mehrere Dutzend kleine, nominell unabhängige Königreiche – *taifas* –, von denen Sevilla das wichtigste war (die anderen waren Málaga und Granada, Toledo, Valencia, Denia, die Balearen, Saragossa und Lleida). Die *taifa* von Sevilla umfasste einen großen Teil des islamischen Südspaniens (al-Andalus). Die Stadt Sevilla, die der *taifa* ihren Namen gab, lag etwa 200 Kilometer nördlich

der Straße von Gibraltar und war rund um einen *alcazar* (Burg oder Palast) am Ufer des Guadalquivir organisiert. Sevillas Herrschaftsgebiet erstreckte sich von Silves und der Algarve an der Atlantikküste des heutigen Portugal bis nach Murcia im Osten. Unter der Herrschaft von al-Muʿtamids Dynastie, den Abbadiden, hatte Sevilla viele der umliegenden *taifas* geschluckt und sich gutes Ackerland, geschäftige Hafenstädte und strategische Handelswege, die Nordafrika mit dem europäischen Festland verbanden, einverleibt. Die Stadt war berühmt für die Qualität ihrer Musikinstrumente, karmesinrote Farbstoffe, Zuckerrohr und Olivenöl. Die gängige Haltung der herrschenden Schicht hatte schon al-Muʿtamids Vater in Versen beschrieben: «Ich teile meine Zeit zwischen harter Arbeit und Freizeit auf, / die Morgenstunden für die Staatsgeschäfte, die Abende für das Vergnügen!»⁵

Die Herrschaft al-Muʿtamids markierte den Höhepunkt der Macht Sevillas, und wäre er ein glücklicherer Herrscher gewesen oder hätte er sich anderen Herausforderungen stellen müssen, hätte er möglicherweise die Grenzen Sevillas immer weiter ausgedehnt, bis er alle *taifas* zu einem Gebilde vereint hätte, das dem Kalifat der Umayyaden, das kurz vor seiner Geburt zusammengebrochen war, wieder ähnelte. Stattdessen lenkte er Sevillas Geschicke bei dessen kläglichem Zerfall, den vor allem ein König vom anderen Ende Hispaniens herbeiführte: Alfons VI. von Kastilien und León.

Rund 400 Kilometer nordnordöstlich von Sevilla liegen die hoch aufragenden, mit vielen Türmen gesicherten Mauern von Toledo. Die einst mächtige Hauptstadt des Westgotenreiches rühmte sich unter jetzt islamischer Herrschaft prächtiger Brücken und öffentlicher Bäder, Marktplätze und Moscheen. Toledo lag am Ufer des breiten, rauschenden Flusses Tagus (Tejo/Tajo) – der längsten Wasserstraße Iberiens, die in den Montes Universales entspringt und nach 1000 Kilometern bei Lissabon in den Atlantik mündet. Das Tal und das Becken des Tejo waren Grenzland, eine umkämpfte Zone, jenseits derer das von den christlichen Königen Nordspaniens kontrollierte Gebiet lag. Wie im Süden war das Land zwischen rivalisierenden Herrschern aufgeteilt, die zwar eine gemeinsame Religion hatten, sich aber ständig um die Vorherrschaft stritten. Galicien,

León, Kastilien, Aragon, Navarra und Barcelona waren die bekanntesten dieser Staaten im Norden. Und genau wie im Süden überragten ein Staat und ein Herrscher die anderen an Macht und Einfluss.

Dieser Herrscher war von 1072 bis zu seinem Tod im Jahr 1109, an der Schwelle zu seinem siebzigsten Geburtstag, König Alfons VI. Er trug den Beinamen «El Bravo» und war entschlossen, diesem Namen Ehre zu machen. Als Inhaber der Kronen von Kastilien und León herrschte er auch über Galicien und Teile von Navarra. Gemessen am Territorium und an Ansehen war er der bedeutendste christliche Monarch südlich der Pyrenäen. Ein Chronist bewunderte ihn als «in jeder Hinsicht katholisch» und «so furchteinflößend für die Bösewichte, dass sie es nicht wagten, sich vor ihm zu zeigen». ⁶ Ein anderer schrieb, er sei «sowohl im Urteil als auch in den Waffen so stark, wie man es nur selten bei sterblichen Menschen findet». ⁷

Dies war ein zweifellos konventionelles Lob (und Alfons hat in der Erinnerung der Spanier einen weitaus schwächeren und weniger romantischen Eindruck hinterlassen als sein zeitweiliger Gefolgsmann Rodrigo Díaz de Vivar, besser bekannt als El Cid), aber es spiegelt dennoch die Tatsache wider, dass Alfons den Norden etwa ebenso fest im Griff hatte wie al-Mu‘tamid die *taifas* im Süden. Er war an die Macht gekommen, nachdem er, um Galicien zu erobern, seinen jüngeren Bruder García gestürzt hatte und anschließend vom gewaltsamen Tod seines älteren Bruders Sancho profitieren konnte, der während einer Belagerung heimtückisch ermordet wurde. Im Laufe seines langen Lebens hatte er fünf Ehefrauen und zwei Konkubinen, kämpfte in zahlreichen Schlachten gegen christliche und muslimische Feinde und sammelte eine beeindruckende Anzahl grandioser Titel, darunter ab 1077 den Beinamen *imperator totius Hispaniae* (Kaiser von ganz Spanien). Dieser Ehrentitel zeugte eher von Ehrgeiz als von Genauigkeit: Sein Reich erstreckte sich von der Atlantikküste Galiciens im Westen bis nach Barcelona im Osten und war jenseits des Tejo nie ganz gesichert, wo al-Mu‘tamid und mehrere andere *taifa*-Könige Alfons massive finanzielle Tribute, die sogenannten *parias*, zahlten, um in Frieden gelassen zu werden. Auch wenn der Titel die politische Realität nicht ganz widerspiegelte, so gab er doch die Richtung vor, in die Alfons strebte. Er war fest entschlossen, die Grenzen seines Reiches

zu erweitern, und es musste schon ein kühner Herrscher sein, der es wagte, sich ihm in den Weg zu stellen.

In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts förderte der päpstliche Hof die Ambitionen von Alfons und anderen christlichen Fürsten. Es gab natürlich uralte historische Verbindungen zwischen Rom und Spanien. *Hispania* war seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. bis zur Unterwerfung unter Augustus im Jahr 19 v. Chr. ein wichtiges Expansionsziel der Römischen Republik; die Provinz blieb danach fast ein halbes Jahrtausend lang Teil des Römischen Reiches. Im 11. Jahrhundert thronten Päpste dort, wo einst Konsuln und Tyrannen uneingeschränkt geherrscht hatten, und ihnen schwebte eine ähnliche Form der Eroberung vor. Seit den 1060er Jahren griff ein Papst nach dem anderen immer wieder die Idee auf, christliche Teile Spaniens unter den formellen geistlichen Gehorsam gegenüber Rom zu stellen: Sie drängten darauf, die mozarabische Liturgie, der viele arabisierte Christen in der Region folgten, zugunsten der lateinischen Liturgie abzuschaffen, und machten ihr Recht geltend, in religiösen Angelegenheiten zu bestimmen und von den christlichen Völkern dort finanzielle Tribute zu erheben.

Damit liefen die Päpste auch der Menge hinterher, denn das Interesse von Rittern, heiligen Männern und einfachen Pilgern aus ganz Westeuropa an der Situation südlich der Pyrenäen wuchs. Die Krieger erkannten die Möglichkeit, in den ständigen Kleinkriegen zwischen den vielen Herrschern der Königreiche und *taifas* viel Geld zu verdienen. Die Mönche, die der reformierten cluniazensischen Regel folgten (benannt nach ihrem Ursprung im burgundischen Cluny im 10. Jahrhundert), waren zunehmend bestrebt, ihre Ordensregel in den Klöstern einzuführen. Die frommen Laien, die ihre Seele von Sünden reinigen wollten, folgten dem Bußweg nach Galicien, dem Jakobsweg, der zum Heiligtum des Apostels in Santiago de Compostela führte, einem der heiligsten Orte der christlichen Welt. Das konnte eine gefährliche Reise sein: Anfang des 12. Jahrhunderts warnte ein französischer Reiseführer eindringlich vor der tödlichen Unreinheit des Flusswassers am Wegesrand und der lockeren Moral der dort lebenden Menschen, zum Beispiel der Bauern in Navarra, die mit ihren Maultieren und Stuten «unreine Unzucht treiben».⁸ Aber die Reise

war die Unannehmlichkeiten wert. Entlang des Weges wurde häufig von Wundern berichtet: Lanzen, die in einem Feld in der Nähe von Sahagún aufgesteckt worden waren, hatten Blätter getrieben; der heilige Jakobus hatte einen Reisenden wieder zum Leben erweckt, der zu Unrecht wegen Diebstahls gehängt worden war, und einen jungen Mann geheilt, der sich zur Sühne für die Sünde der Unzucht den Penis abgeschnitten hatte.⁹ Zudem war Jakobus in ferner Vergangenheit – man munkelt, es sei im Jahr 834 oder 844 gewesen – angeblich in voller Rüstung in einer Schlacht gegen spanische Muslime erschienen und hatte den christlichen Truppen zum Sieg verholfen, was ihm den Beinamen Santiago Matamoros einbrachte: Jakobus der Maurenschlächter.

Es wäre geradezu fahrlässig von jedem Mann auf dem Stuhl Petri gewesen, diese Entwicklungen zu ignorieren, und seit den 1060er Jahren erschienen päpstliche Proklamationen, die die Bemühungen um eine Ausweitung des Einflusses der christlichen Fürsten in Spanien ausdrücklich unterstützten. Im Jahr 1063 bot Papst Alexander II. an, französische oder italienische Ritter, die «nach Spanien aufbrechen» wollten, von einigen ihrer Sünden zu befreien – aus anderen Briefen aus dieser Zeit geht hervor, dass Ritter «nach Spanien aufbrachen», um gegen die Muslime zu kämpfen.¹⁰ Das Ziel der Kämpfer war letztlich die Stadt Barbastro, die dem muslimischen Herrscher von Saragossa treu ergeben war. Der Chronist Ibn Hayyan berichtete von einer vierzigtägigen Belagerung durch Ritter, die er allgemein als «die Christen» bezeichnete und die in Wirklichkeit sowohl aus dem nahen Katalonien wie auch aus so fernen Gegenden wie der Normandie und Süditalien stammten. Die Belagerung schien zunächst friedlich zu enden, als die Christen die Wasserversorgung von Barbastro unterbrachen, indem sie einen Aquädukt blockierten, und die verzweifelten, durstigen Bürger Sklaven und Geld für den Frieden anboten. Doch bald darauf begann ein allgemeines Plündern und Blutvergießen. «Bis zu sechstausend Muslime fielen durch die Schwerter der Christen», zählte Ibn Hayyan und berichtete von einem panischen Ansturm der Einwohner Barbastros auf die Stadtmauern und -tore, der dazu führte, dass viele von ihnen im Gedränge erstickten. Es folgten Gräueltaten, auch Vergewaltigungen von Mädchen und Frauen – oft vor den Augen ihrer Väter und Ehemänner. Ein erbarmungsloses Abschlachten

von Zivilisten war dem Chronisten zufolge «unveränderlicher Brauch bei den Christen, wenn sie eine Stadt mit Waffengewalt einnahmen ... die Verbrechen und Exzesse, die die Christen bei dieser Gelegenheit begingen, waren so groß, dass es keine Feder gibt, die beredt genug wäre, sie zu beschreiben».¹¹

Mit seiner kosmopolitischen ritterlichen Präsenz, den spektakulär blutrünstigen Methoden und der ausdrücklichen Berufung auf eine religiöse Agenda nahm der Angriff auf Barbastro im Jahr 1063 viele Elemente vorweg, die später als wesentliche Bestandteile der christlichen «Kreuzzüge» angesehen werden sollten. Im Kontext Spaniens im späten 11. Jahrhundert war er von großer Relevanz, weil er den Übergang zu einer aggressiveren Expansionspolitik (die später als *Reconquista* oder «Rückeroberung» bezeichnet wurde) der christlichen Staaten des Nordens einläutete. Diese Expansion richtete sich unweigerlich gegen ihre muslimischen Nachbarn in den *taifas* und wurde von Rom kräftig gefördert. Nach dem Tod Alexanders II. im Jahr 1073 verlor der zu seinem Nachfolger gewählte Gregor VII. keine Zeit, seine Ansichten zur spanischen Eroberung kundzutun.

«Wir glauben ..., dass das Königreich Spanien von alters her dem heiligen Petrus zu voller Souveränität gehörte», schrieb Gregor zu Beginn seines Pontifikats. Unabhängig vom eigenen Anspruch, Kaiser von ganz Spanien zu sein, reichte Alfons VI. schon diese Ermutigung aus. Als Alfons einen seiner Herren nach Granada entsandte, um den fälligen *paria*-Tribut von Abd Allah, dem König jener *taifa*, einzutreiben, gab dieser deutlich zu verstehen, dass er genau wusste, woher der Wind wehte. In einer Passage seiner brillanten Chronik, die als *Tibyan* bekannt ist, fasste Abd Allah die aktuelle Lage so zusammen: «Al-Andalus gehörte einst den Christen. Dann wurden sie von den Arabern besiegt ... Jetzt, da sie stark und dazu in der Lage sind, wollen die Christen mit Gewalt zurückgewinnen, was sie verloren haben.»¹²

Abd Allah schrieb diese Zeilen erst in den 1090er Jahren, doch der Rückblick auf die Ereignisse trübte sein Urteilsvermögen nicht unbedingt. Auf das Massaker von Barbastro folgte eine Serie von konzertierten Feldzügen unter der Leitung des allgegenwärtigen Alfons VI. Im Jahr 1082 oder 1083

beschloss al-Mu‘tamid von Sevilla nach einer Reihe von zunehmend erpresserischen Geldforderungen, Alfons keine *parias* mehr zu zahlen. Um seinen Standpunkt zu unterstreichen und die schlimmsten Exzesse seines Vaters heraufzubeschwören, ließ er den Gesandten hinrichten, den Alfons geschickt hatte.¹³ Alfons startete daraufhin im Sommer 1083 Angriffe auf Sevilla. Seine Soldaten schlugen eine Schneise mitten durch das Herrschaftsgebiet al-Mu‘tamids, und Alfons selbst ritt bis nach Tarifa und trabte mit seinem Pferd in die sich am Strand brechenden Wellen, hinter denen sich die zerklüftete Küste Nordafrikas abzeichnete. «Dies ist das Ende Spaniens, und ich habe meinen Fuß daraufgesetzt», erklärte er.

Ein Jahr später nahm er ein Ziel ins Visier, das näher lag: die Stadt Toledo, deren unfähiger muslimischer Herrscher al-Qadir von seinem aufgebrachten Volk abgesetzt worden war. Vorgeblich in dem Bestreben, einem enteigneten Monarchen-Kollegen Recht zu verschaffen, begann Alfons die Belagerung und nahm die Stadt schließlich am 6. Mai 1085 ein. Doch al-Qadir kam nicht zurück an die Macht, sondern wurde in Toledos einstige Kolonie Valencia verfrachtet und dort als Marionettenherrscher eingesetzt. In Toledo übernahm Alfons die direkte Kontrolle über eine der bis vor Kurzem noch mächtigsten Städte des muslimischen Spaniens. Die Eroberung markierte daher einen politischen wie symbolischen Wendepunkt und war ein Schock für die gesamte islamische Welt.¹⁴ «Wir haben es mit einem Feind zu tun, der uns nicht in Ruhe lässt: Wie kann man mit Schlangen in einem Korb leben?», klagte ein muslimischer Beobachter.¹⁵ Alfons kontrollierte nun einen großen Teil des Tejo-Tals, und sehr viele Muslime innerhalb und außerhalb der Mauern von Toledo lebten nicht mehr in einer *taifa*, sondern unter einem christlichen König.

Alfons vermied ein bedauernswertes Gemetzel, wie es zwei Jahrzehnte zuvor in Barbastro stattgefunden hatte; er garantierte die Freiheit der islamischen Religionsausübung gegen eine jährliche Steuer und ließ die zentrale Moschee Toledos in muslimischer Hand. Aber ein Ausbund an Toleranz war er dann doch nicht: 1086 rechtfertigte er seine Eroberung Toledos vor einem geistlichen Publikum mit den Worten, er habe gewusst, «dass es dem Herrn gefallen würde, wenn ich, Alfons, der Kaiser, unter der Führung Christi den Anhängern seines Glaubens die Stadt zurückgeben könnte, die die bösen Menschen unter der verderbten Führung

ihres Führers Mohammed den Christen genommen haben».¹⁶ Und er fügte seinem selbstherrlichen Titel «Kaiser von ganz Spanien» einen weiteren hinzu: den ebenso hochtrabenden «Kaiser der beiden Religionen». Die Durchsetzung von Alfons' kühnen Ansprüchen sollte die christlichen Herrscher Spaniens die nächsten vier Jahrhunderte lang beschäftigen.

Alfons hatte den Dichterkönig al-Mu'tamid, der mit dem Fall der *taifa* von Toledo nun sein direkter Nachbar wurde, aufs Schärfste gedemütigt. Um sich zu schützen, blickte al-Mu'tamid deshalb nach Süden, über die Meerenge von Gibraltar hinweg nach Marokko und Westalgerien, wo die Macht in den Händen einer notorisch grausamen, puritanischen Sekte von Berbern lag, die als Almoraviden (*al-murabitan*) bekannt waren. Die Almoraviden folgten einer äußerst strengen Auslegung des Korans, verhüllten ihre Gesichter mit Schleiern, residierten in befestigten Klöstern, den sogenannten Ribats, und hatten herzlich wenig Zeit für die sinnlichen Vergnügungen an al-Mu'tamids Hof, wo, wie der König selbst sagte, «ich inmitten von Scharen schöner Frauen wandle, die dem hohen Rang Glanz verleihen. Und durch die Waffen meiner Krieger zerstreue ich die Dunkelheit, der von jungen Frauen gereichte Wein erfüllt uns mit Licht.»¹⁷ Der Almoraviden-Anführer Yusuf ibn Taschfin nannte sich selbst Emir der Muslime (*amir al-muslimin*) und war genauso felsenfest von sich überzeugt wie der verhasste Alfons. Die Eroberungen der Almoraviden in Nordafrika ließen keinen Zweifel an ihren kriegerischen Fähigkeiten, aber sie in al-Andalus um Hilfe zu bitten, bedeutete per definitionem, Ärger zu riskieren. Doch al-Mu'tamid hatte kaum eine Wahl. Nach dem Fall Toledos bat er Yusuf ibn Taschfin, einzumarschieren, und rechtfertigte dies mit überaus düsterem Humor: Lieber würde er Kamele für die Männer aus dem Süden hüten als einen Schweinestall für die Ungläubigen bewachen.

Damit gab er im Grunde sein Königreich auf. Im Frühsommer des Jahres 1086 überquerten die Almoraviden die Meerenge und marschierten, mit großzügigen Geschenken des schwachen Kleinkönigs von Sevilla bedacht, auf Alfons' Heere zu, denen sie am 23. Oktober in der Schlacht von Sagrajas (Zallaqa) eine dramatische Niederlage zufügten. Alfons wurde schwer verletzt, als ihm ein afrikanischer Soldat im Nahkampf einen Dolch so tief in den Oberschenkel rammte, dass er Alfons' Bein an die

Polsterung seines Sattels heftete.¹⁸ Der «Kaiser von ganz Spanien» verlor 300 Ritter und etwa die Hälfte seines 2500 Mann starken Heeres, noch schlimmer war der Prestigeverlust. Ein späterer marokkanischer Chronist nannte die Schlacht «einen der gefeiertsten Siege in al-Andalus ... durch den Gott ... Alfons' Ambitionen zunichte machte».¹⁹ Yusuf schickte die abgetrennten Köpfe der besiegten Christen in die Städte von al-Andalus, in großen, grausigen Stapeln auf hölzerne Karren geladen.²⁰ Dann kehrte er nach Hause zurück und ließ Alfons Toledo. Beide hatten eine Menge zu überdenken.

Als al-Muʿtamid nach den Almoraviden schickte, wusste er, dass er einen Pakt mit dem Teufel einging, und 1090 wurden die dramatischen Folgen seiner Strategie nur zu offensichtlich. Yusuf war zweifellos bestrebt, die islamische Heiligkeit und Einheit von al-Andalus zu wahren, doch nachdem er Rechtsexperten in Marokko konsultiert hatte, kam er zu dem Schluss, dass ihn dies nicht dazu verpflichtete, die Throne der schwachen und hilflosen kleinen Könige der *taifas* zu sichern. Die Bereitschaft dieser Könige, den ungläubigen Monarchen des Nordens Tribut zu zollen, hatte sie unwiderruflich kompromittiert, und deshalb – so Yusuf's Schlussfolgerung – durfte jemand, der besser geeignet war, den Islam zu verteidigen, an ihre Stelle treten.

Als die Almoraviden im September al-Muʿtamids Nachbarkönige in Málaga und Granada angriffen und absetzten, zeichnete sich erschreckend deutlich ab, was als Nächstes kommen würde. Im Sommer 1091 wandte sich Yusuf gegen al-Muʿtamid und belagerte Sevilla. Die Ironie des Schicksals wollte es, dass al-Muʿtamid einen Hilferuf an König Alfons sandte, der weit weg gegen einen anderen *taifa*-König in Saragossa kämpfte. Alfons erhörte den Ruf, aber es war zu spät. Im November fiel Sevilla. Al-Muʿtamids Söhne wurden gezwungen, die Schlüssel zum Alcázar zu übergeben, und der Dichterkönig wurde per Schiff in ein Gefängnis in Marokko gebracht. Er hatte nicht nur das Schicksal seines Königreichs, sondern auch das aller anderen *taifa*-Staaten besiegelt, die sich bis zum Ende des Jahrhunderts fast alle den Almoraviden unterwarfen, um Teil eines nordafrikanischen Reiches zu werden, das (zumindest theoretisch) dem weit entfernten Kalifen der Abbasiden in Bagdad religiösen Gehorsam schuldete. Die christlichen Staaten des Nordens hatten kaum Terri-

torium eingeübt, forderten aber immerhin keine *parias* mehr. Ansonsten war al-Mu‘tamids Politik ein totaler Fehlschlag gewesen.

Beim Auszug aus seinem Reich muss al-Mu‘tamid einen bedauernswerten Anblick geboten haben. Der Dichter Ibn al-Labbana, ein Zeitgenosse und Freund Ibn Hamdis aus dem inzwischen aufgelösten Kreis der Literaten, die sich einst am Hof von Sevilla getummelt hatten, schrieb:

Ich werde alles vergessen,
außer jenem Morgen
am Guadalquivir,
als sie auf die Schiffe gebracht wurden
wie die Toten zu ihren Gräbern ...²¹

Das Wehklagen war offensichtlich berechtigt, denn auch al-Mu‘tamid beklagte sich bitterlich über seinen Untergang, während er in Aghmat im Gefängnis saß:

Ich sage zu meinen Ketten:
Versteht ihr denn nicht?
Ich habe mich euch unterworfen.
Warum habt ihr denn kein Mitleid,
keine Zärtlichkeit?²²

Er wurde im Jahr 1095 ermordet. Sein Rivale Alfons VI. starb 1109 bei der Verteidigung Toledos gegen die Almoraviden. Um sich bei den unter seiner Herrschaft lebenden Muslimen beliebt zu machen, hatte er sich zwar eine Frau namens Zaida, eine Schwiegertochter al-Mu‘tamids, als Konkubine genommen. Doch war damit sein Entgegenkommen gegenüber dem Islam auch schon erschöpft.

Ibn Hamdis wurde unterdessen erneut vertrieben. Dreizehn Jahre nachdem er von Sizilien nach Sevilla gekommen war, musste er mit ansehen, wie seiner Wahlheimat dasselbe Unglück widerfuhr wie seinem Geburtsort: Sie wurde durch Kriege zerrissen und von einem fremden Eindringling erobert – wenn auch in diesem Fall von einem islamischen und nicht von einem christlichen. Ibn Hamdis floh, als al-Mu‘tamid 1091 gefangen genommen wurde, und zog für den Rest seines Lebens zwischen

den Höfen in Ifriqiya, Algerien und Marokko umher, wo er von seiner Feder lebte, bevor er seine Tage in Mallorca beschloss. Er starb 1133, blind, allein und voller Reue im Alter von fast achtzig Jahren. In seinen Versen riet er anderen, es ihm auf keinen Fall gleichzutun: «Kettet euch an das Land, das eure geliebte Heimat ist, und sterbt in eurem eigenen Haus.»²³

Ein Reich unter Belagerung

Das heiligste Reich der griechischen

Christen wird schwer bedrängt ...

Am 2. Dezember 1083 wurde die byzantinische Prinzessin Anna Komnene im Porphyrrzimmer des Großen Palastes ihres Vaters in Konstantinopel im buchstäblichen Sinn in den Purpur geboren. Ihre Geburt war langwierig und schwer, aber später in ihrem Leben gab sie mit Stolz die Geschichte zum Besten, die ihre Mutter gerne erzählte, um die mehr als achtundvierzig Stunden dauernden Wehen zu erklären: Als der Tag von Annas Geburt näher rückte, war ihr Vater, der byzantinische Kaiser, nicht in Konstantinopel. Der Hof wartete nervös auf seine Rückkehr aus dem Krieg gegen die Normannen in Süditalien. Ihre fünfzehnjährige Mutter machte das Kreuzzeichen über ihrem gewaltigen Babybauch und gelobte, kein Kind zur Welt zu bringen, bevor ihr Mann nicht sicher zu Hause sei. Dies löste im Palast einige Besorgnis aus, da man befürchtete, die Rückkehr des Kaisers würde noch einen Monat auf sich warten lassen. Doch glücklicherweise traf er rechtzeitig ein, so dass sein erstgeborenes Kind gesund zur Welt kommen konnte. Für Anna ließ dies «schon im Mutterleib die künftige Liebe zu den Eltern deutlich erkennen ... Denn als ich danach groß geworden war und die Fähigkeit zu denken erlangt hatte, wurde ich dann richtig mutterliebend und vaterliebend zugleich.»¹

Als Prinzessin von Byzanz geboren zu werden, war ein Privileg; im Porphyrrzimmer auf die Welt zu kommen, war durch nichts zu übertreffen. Der Raum bot einen Blick auf den Bosphorus, den Hafen und das dahinter liegende blaue Marmarameer. Er hatte einen quadratischen Grundriss. Der Boden war ebenso wie Wände, die in eine pyramidenförmige Decke übergingen, mit Marmor verkleidet, der «im Ganzen völlig

purpurn» war, allerdings von «kleinen weißen sandkornartigen Tüpfelchen» durchzogen.² Porphyry war ein kaiserlicher Stein, der ursprünglich in den Steinbrüchen der Arabischen Wüste Ägyptens abgebaut wurde. Andernorts in Konstantinopel wurde er für den Bau der Konstantinssäule verwendet, die an die Gründung der Stadt als neue Hauptstadt des Römischen Reiches im 4. Jahrhundert n. Chr. erinnerte. Und die Farbe Purpur war allein der Kaiserfamilie vorbehalten. Die Kaiser trugen purpurne Kleider, gefärbt mit einem übel riechenden Extrakt aus Meeresschnecken. Sie schmückten ihre Paläste mit purpurnen Ornamenten. Sie unterzeichneten sogar Dokumente mit purpurner Tinte. Und nur die Kinder herrschender Kaiser durften in diesem purpurnen Saal zur Welt kommen: Diejenigen, die dort geboren wurden, nannte man *Porphyrogenetos* beziehungsweise *Porphyrogeneta*. Anna gehörte diesem exklusiven royalen Club an, und sie war ewig dankbar dafür.

Annas kaiserliche Eltern waren Alexios I. Komnenos und seine Frau Irene Doukaina. Irene war die Tochter eines hochrangigen Offiziers und einer bulgarischen Adligen. Alexios war ein hartgesottener General, der im Sommer 1081, zwei Jahre vor der Geburt seiner Tochter, durch einen Staatsstreich an die Macht gelangt war. Anna Komnene beschrieb ihre Eltern in glühenden Worten: Alexios «schien ein unwiderstehliches Leuchten auszusenden ... schwarz wölbte sich zu beiden Seiten die Braue, darunter lag das Auge, zugleich kühn und sanft blickend ... Die Breite der Schultern, die Festigkeit der Arme, die Wölbung der Brust: all das zeigte den Heros und rief bei der Menge ehrfürchtiges Staunen und Freude hervor.» Irene hingegen «erhob sich wie ein emporschießender und immer blühender Zweig, an jeder Stelle ihrer Glieder und Körperteile waren Fülle und Schlankheit im richtigen Maß verteilt ... Ihr Antlitz selbst sandte den Glanz des Mondes aus ... Auf ihren Wangen lag offen hingebreitet die Blumenwiese und ließ die Rosen darin sogar für entfernt Stehende leuchten.»³ Was Anna selbst betrifft, die in einem prächtigen Palast am Ufer des Bosphorus aufwuchs, so zeigte sie schon früh und ihr ganzes Leben lang einen großen Hunger nach Bildung, Literatur, Rhetorik und Philosophie. Sie umgab sich mit Gelehrten, die sie intensiv finanziell förderte und mit denen sie gern diskutierte. Einer von ihnen nannte sie die «weise Anna, reiner Verstand, Heimat der Grazien».⁴

Anna Komnenes Geschenk an ihre geliebten Eltern wie auch an die Wissenschaft war eine lange Geschichte der Herrschaft ihres Vaters, die sie in ihren späteren Jahren verfasste: das erste große westliche Geschichtswerk aus der Feder einer Frau. Ihr auf Griechisch mit stark entlastenden Verzerrungen verfasstes Buch, das als *Alexias* oder *Alexiade* bekannt ist, schildert, rechtfertigt und entschuldigt die Ereignisse zwischen Alexios' Aufstieg zur Macht im Jahr 1081 und seinem Tod im Jahr 1118. Es bietet einen außergewöhnlichen Einblick in die angespannte politische Lage des Byzantinischen Reiches an der Wende zum 12. Jahrhundert. Die *Alexias* strotzt nur so von Klatsch und Tratsch, Insiderwissen, Porträts von Byzantinern, ihren Freunden und Feinden, Schlachtengeschichten, verworrenen Erzählungen über politische Intrigen und lockeren wissenschaftlichen Anspielungen auf Historiker vergangener Zeiten. Trotz Annas Voreingenommenheit gegenüber ihrem Vater – einem Mann, den sie als «so großartig» und «so tugendhaft» beschrieb – offenbart ihr Buch in seiner farbenfrohen Prosa den Druck, der in den 1080er und 1090er Jahren auf dem Reich und seinem Kaiser lastete.⁵ Vor allem erklärt es Alexios' schicksalhafte Entscheidung im Jahr 1095, westliche christliche Herrscher zu bitten, ihm bei der Stabilisierung seines Reiches zu helfen, wodurch er den Osten letztendlich für die Kreuzfahrerheere öffnete, die mit ebenso ungewöhnlichen wie epochalen Folgen auschwärmten.

Das Byzantinische Reich, in das Anna Komnene hineingeboren wurde, war zwar sprachlich und kulturell griechisch geprägt, im Grunde aber ein direkter Nachfahre des Römischen Reichs. Der Name, ein von Historikern des Spätmittelalters geprägter Begriff, leitet sich von seiner Hauptstadt ab: Konstantinopel, das frühere Byzantion oder Byzantium (und heutige Istanbul). In Annas und ihres Vaters Zeit jedoch bezeichneten die Menschen die Stadt und das Reich mit ganz anderen Begriffen. Konstantin der Große weihte die Stadt im Jahr 330 als «Neues Rom» (*Nova Roma*) ein: eine strategisch günstig gelegene Metropole am Schnittpunkt mehrerer Handels- und Militärstraßen, von der aus die römischen Kaiser die Geschicke ihres Staates im östlichen Mittelmeerraum – Regionen wie Ägypten, Thessalien, Thrakien, Kleinasien, Syrien und Obermesopota-

mien – lenken konnten. Die Neugründung war in jeder Hinsicht eine römische Stadt, vollgestopft mit eleganten Gebäuden und großen städtischen Anlagen, darunter ein Forum und ein Hippodrom. Nach der Teilung des Römischen Reichs im Jahr 395 wurde Konstantinopel die Hauptstadt des Ostreichs und hielt stand, als das «alte» Rom fünfzehn Jahre später geplündert wurde und das Westreich zusammenbrach. Sieben Jahrhunderte nach diesen Umwälzungen sprachen Anna, ihre Familie und alle anderen noch immer mit den antiken Bezeichnungen von Byzanz. Alexios war der «römische Kaiser». Sein Volk waren die Römer. Sie lebten im Römischen Reich oder «Romania». Selbst Arabisch sprechende Menschen waren sich einig: Dies war *Bilad al-Rum*, das «Land der Römer».⁶

In der Mitte des 11. Jahrhunderts verfügte das Byzantinische Reich neben Konstantinopel und seiner unmittelbaren Umgebung noch über weite Gebiete. Im Westen erstreckte sich das Reich bis nach Apulien und Kalabrien in Italien und Dalmatien am nördlichen Ende der Adria. Auf dem Balkan waren theoretisch alle Gebiete zwischen der Donau und der Peloponnes dem Befehl des Kaisers unterworfen, und seine Autorität reichte bis zu den nördlichen Ufern des Schwarzen Meeres und der Halbinsel Krim. Die Inseln Kreta, Rhodos und Zypern im östlichen Mittelmeer befanden sich unter kaiserlicher Herrschaft. Und auf dem Landweg in Richtung Naher Osten umfasste das byzantinische Herrschaftsgebiet Kleinasien, Kilikien, die Küstenlinie von Großsyrien einschließlich der Stadt Antiochia, die Oberläufe von Tigris und Euphrat sowie die salzigen Gewässer des Van-Sees zwischen den Vulkanbergen, die heute die Grenzen zwischen der Türkei, Aserbaidschan und dem Iran bilden. All dies wurde theoretisch von Konstantinopel aus regiert, wo Alexios am häufigsten in seiner Lieblingsresidenz anzutreffen war: dem grunderneuerten und stark gesicherten Blachernen-Palast im Norden von Konstantinopel, innerhalb der gewaltigen Befestigungsanlage, die die Landseite der Stadt schützte.

Allerdings reichte seine Macht wohl in der Praxis nicht ganz so weit. Als Alexios 1081 den glücklosen Nikephoros III. vom Thron stieß, musste er feststellen, dass er mit der Kaiserkrone auch eine lange Liste von Problemen übernahm. Zunächst einmal nahmen die Adelsaufstände, wie er selbst sie gegen Nikephoros geschürt hatte, kein Ende. Dass das Recht des

vierundzwanzigjährigen Usurpators Alexios auf die Herrschaft schon an sich infrage gestellt werden konnte, verschärfte die Situation eher noch. Ebenso schwerwiegend waren die äußeren Bedrohungen, die sich in den weiter entfernten Gebieten des Byzantinischen Reiches abzeichneten. In Italien hatten (wie wir gesehen haben) die normannischen Abenteurer Robert Guiskard und Roger I. Kalabrien und Apulien eingenommen und waren dabei, ihre Landgewinne in diesem Teil der Welt zu konsolidieren, indem sie Sizilien unterwarfen – das eine byzantinische Kolonie gewesen war, bevor es unter arabische Kontrolle geriet. Die Normannen drängten auch auf den Balkan: Nach einem überwältigenden Sieg über die kaiserlichen Truppen im Jahr 1081 bei Dyrrhachium (Dyrrachion oder Durrës im heutigen Albanien) verfolgte Robert Guiskard das Ziel, die kaiserlichen Gebiete Makedonien und Thessalien zu erobern.

In der Zwischenzeit wurden die kaiserlichen Besitzungen im Norden von der Donau her immer wieder von den Petschenegen bedrängt, einem halbnomadischen Stammesvolk mit einer Neigung zu heftiger, unerbittlicher Gewalt, die es zu gegebener Zeit gegen alle seine Nachbarn, auch gegen die Byzantiner, einsetzte. Anna Komnene bezeichnete die Petschenegen oft als «Skythen», ein Sammelbegriff für die unzähligen Völker, die nördlich des Schwarzen und Kaspischen Meeres lebten.

Im Osten schließlich tauchte ein als Seldschuken bekanntes Turkvolk auf, das eine ebenso hartnäckige Bedrohung darstellte wie die Normannen und ebenso gefährlich war wie die Petschenegen. Die Seldschuken waren ein loser Zusammenschluss von Turk-Stämmen, die ursprünglich aus der zentralasiatischen Steppe stammten. Zu Anna Komnenes Zeit hatten sie bereits einen Großteil Persiens erobert und waren währenddessen zum sunnitischen Islam übergetreten. Ein Beamter namens Ibn Hassul, der für die Seldschuken arbeitete, schrieb: «Gott hat sie in der Gestalt von Löwen geschaffen, mit breiten Gesichtern und flachen Nasen. Ihre Muskeln sind stark, ihre Fäuste riesig ... Sie besteigen hohe Berge, reiten der Gefahr entgegen, erklimmen ferne Gipfel, stürzen sich in schmale Abgründe und dringen tief in unbekannte Länder vor.»⁷ Die Seldschuken, erfahrene Reiter und wilde Krieger, waren in den 1070er Jahren in Anatolien eingefallen. Im August 1071 erlitten die kaiserlichen Truppen eine demütigende Niederlage bei Manzikert in Ostanatolien, wo sie von einem Heer unter dem

Befehl von Sultan Alp Arslan geschlagen wurden.* Seitdem waren die Seldschuken damit beschäftigt, ihr eigenes Reich in Kleinasien zu errichten, das später als Sultanat Rum bekannt werden sollte.

Anna, die diesen Plünderern des Reiches verständlicherweise feindlich gesinnt war, bezeichnete die Türken (*Turkoi* – sie verwendete den Begriff Seldschuken nicht) als heimtückische Barbaren.⁸ Ein anderer Zeitgenosse nannte sie «geflügelte Schlangen ... blutrünstige Tiere ... das wilde Volk der Ungläubigen».⁹ Und sie waren ganz eindeutig so effektiv, wie ihr Ruf vermuten ließ. Bis 1085 hatten die Seldschuken Städte im ganzen Reich, und zwar bis nach Smyrna im Westen, kaum 300 Kilometer von Konstantinopel entfernt, eingenommen oder standen kurz davor. Im Jahr 1091 stand das Reich von allen Seiten unter Druck. Bis zu den westeuropäischen Höfen hatte sich herumgesprochen, dass Byzanz am Rande des Abgrunds taumelte. Nicht zum ersten Mal standen die Barbaren vor den Toren Roms. Und deshalb ging Kaiser Alexios wie sein Zeitgenosse al-Muʿtamid, der König des *taifa*-Königreichs von Sevilla, davon aus, dass er seinen Thron am ehesten retten konnte, indem er andere dazu ermutigte, für ihn zu kämpfen.

Alexios' Entscheidung, den Bedrohungen des Byzantinischen Reiches durch die Bitte um Unterstützung von dritter Seite zu begegnen, war nicht unbedingt neu. Militärbündnisse galten in Byzanz als ganz normal, denn die schiere Größe des Reiches verlangte oft nach strategischer und militärischer Realpolitik und nicht nach starrköpfigem Dogmatismus, ganz zu schweigen von einer auf dem Glauben basierenden Politik. Als ihm seine Probleme über den Kopf zu wachsen drohten, suchte der Kaiser daher nach Verbündeten, wo immer er sie finden konnte.

* In Manzikert (26. August 1071) nahm Alp Arslan den damaligen Kaiser Romanos IV. Diogenes gefangen, um ihn dann gegen Zahlung eines hohen Lösegelds freizulassen – insgesamt eine ziemlich peinliche Angelegenheit. Nach seiner Rückkehr nach Konstantinopel sah sich Romanos mit einer Reihe von Aufständen konfrontiert. Er wurde abgesetzt und brutal geblendet. 1072 starb er an den Folgen einer Infektion, die er sich durch seine Wunden zugezogen hatte.

Am 29. April 1091 ging Alexios entschlossen gegen die Petschenegen vor. Er verwickelte ihre Truppen in eine Schlacht und vernichtete sie auf einer Ebene am Fuße des Berges Levounion, nahe der Mündung des Flusses Hebros (Mariza) in Thrakien. Es war eine überwältigende Niederlage seiner Feinde – und vielleicht sein größter militärischer Triumph. Der Schlüssel zum Erfolg waren die Kumanen, eine andere Gruppe von Stammeskriegern, die die byzantinische Armee an diesem Tag unterstützte. Byzantiner und Kumanen hatten nicht viel füreinander übrig: Anna beschrieb die Kumanen als «wild auf Menschenblut und Menschenfleisch und ... mehr als bereit, Beute aus unseren Territorien anzuhäufen».¹⁰ Aber für einen guten Sold verhalfen sie Alexios zu einem gewaltigen Sieg. In Annas Darstellung der Schlacht spielte ihr Vater natürlich eine Hauptrolle:

Er stürmte in die Mitte des Feindes ... hackte auf seine unmittelbaren Gegner ein und versetzte mit lautem Geschrei die weit Entfernten in Angst und Schrecken ... Ein ganzes Volk, gezählt nicht in Zehntausenden, sondern in unübersehbaren Scharen, wurde an diesem Tag mitsamt seinen Frauen und Kindern völlig ausgelöscht.¹¹

Die Petschenegen waren also relativ leicht zu schlagen gewesen, doch die seldschukischen Türken im Osten waren ein ganz anderes Kaliber. Schuld daran war auch Alexios' ambivalenter Umgang mit ihnen im ersten Jahrzehnt seiner Herrschaft. Trotz ihrer häufigen Übergriffe auf byzantinisches Gebiet hatte der Kaiser den Türken hin und wieder die Hand zur Freundschaft gereicht. Vor der Schlacht von Dyrrhachium im ersten Jahr seiner Herrschaft hatte er sie um militärische Unterstützung gegen die Normannen gebeten, und in den 1080er Jahren hatte er eine Arbeitsbeziehung zum seldschukischen Sultan Malik-Schah in Bagdad sowie zu mehreren hochrangigen türkischen Stammesführern in Kleinasien aufgebaut. Alexios verfolgte eine Appeasement-Politik, indem er begann, in den kleinasiatischen Städten, auf die es die Türken abgesehen hatten, gemeinsame Herrschaften zu errichten – sofern sie seiner Meinung nach türkischen Fürsten anvertraut werden konnten, die bereit waren, mit der kaiserlichen Politik zu kooperieren, und unter der Bedingung, dass sie die Städte gegen aufständische kaiserliche Vasallen oder andere Feinde

aus dem Ausland verteidigten.¹² Einmal erwog der Kaiser sogar einen Vorschlag von Malik-Schah, Anna mit dem ältesten Sohn des Sultans zu verheiraten – der Handel kam nur deshalb nicht zustande, weil Anna bei ihrer Geburt bereits mit einem byzantinischen Prinzen aus der Familie ihrer Mutter verlobt worden war.* Bei dem Versuch, die Seldschuken auf diese Weise einzuhegen, spielte Alexios mit dem Feuer, aber bessere Optionen gab es kaum. 1091 stellte sich heraus, dass die Politik der vorsichtigen Zusammenarbeit mit den Seldschuken spektakulär gescheitert war. In diesem Jahr starb Malik-Schah, und ihm folgte als Sultan dessen Sohn, der sich schnell als weit weniger entgegenkommend erwies. Schon bald wurden freundlich gesinnte türkische Statthalter in byzantinischen Hochburgen durch feindliche ersetzt. Und vier Jahre später, im Jahr 1095, war das ganze fragile System zusammengebrochen. Die Türken beherrschten Städte von Antiochia im Osten bis Nicäa, Nikomedia und Smyrna im Westen und kontrollierten die gesamte kleinasiatische Ägäisküste. Auf dem Balkan drangen serbische Stämme auf Raubzug nach Süden in das Reichsgebiet ein, so dass Militärexpeditionen erforderlich waren, um sie abzuwehren. Alexios' Ressourcen waren gefährlich überfordert, und die Last der ständigen Feldzüge sowie die Kosten für die Bestechung von Verbündeten rissen ein Loch in die Staatskasse. Abwertungen der Goldmünzen trugen zur finanziellen Instabilität bei. Überall in Konstantinopel war rebellisches Grollen zu hören, von Adel, Militär, Hof und Kirche gleichermaßen gefördert. Alexios sei durch einen Staatsstreich an die Macht gekommen, murrten seine Untertanen; warum sollte er nicht auf dieselbe Weise abgesetzt werden?¹³ Der Kaiser sah sich mit einer schweren Krise konfrontiert. In dieser Situation entschied sich Alexios für ein Vorgehen, das sich als schicksalhaft erweisen sollte, allerdings voll und

* Der für Anna Auserwählte war Konstantin Doukas, Sohn des abgesetzten früheren Kaisers Michael VII. Doukas (reg. 1071–1078), *Porphyrogenetos* und von 1081 bis 1087 Alexios' offizieller «Mitkaiser». Vor seiner Verlobung mit Anna Komnene war Konstantin mit Olympias, einer Tochter von Robert Guiskard, verlobt. Die Auflösung dieser Verlobung hatte Robert als Vorwand für seinen Einmarsch in die kaiserlichen Territorien gedient. Nicht umsonst ist das Wort «byzantinisch» in der Neuzeit zu einem Synonym für «verwirrend komplex» geworden.

ganz seinem Charakter entsprach: Er beschloss, den Westen um Hilfe zu bitten.

In Anbetracht der Schwierigkeiten, die die Normannen Byzanz im Laufe der Jahre bereitet hatten, mag es merkwürdig erscheinen, dass Alexios in den 1090er Jahren ausgerechnet in der Richtung Hilfe suchte, aus der Peiniger wie Robert Guiskard gekommen waren. Anna Komnene, die rückblickend schrieb, bezeichnete die Menschen im westlichen oder «lateinischen» Europa ganz allgemein als «Kelten», und sie waren normalerweise die Letzten, denen man ihrer Ansicht nach trauen konnte. Doch Mitte der 1090er Jahre war die Not ihres Vaters groß, und erfahrungsgemäß konnte man von Zeit zu Zeit auch einmal auf einen Kelten treffen, der nicht völlig unzuverlässig war. Zu Beginn seiner Herrschaft hatte Alexios dem deutschen Kaiser Heinrich IV. einen gewaltigen Tribut von 360 000 Goldmark gezahlt, damit er Robert Guiskard in Italien angriff: ein sehr nützlicher Deal, der den Normannen von Angriffen auf die byzantinischen Besitzungen ablenkte.¹⁴ Ein Jahrzehnt später wurde Alexios' größter militärischer Sieg – die Vernichtung der Petschenegen bei Levounion im Jahr 1091 – von 500 Rittern aus Flandern unterstützt, entsandt von ihrem Herrn Robert Graf von Flandern,* den Alexios auf dem Rückweg von einer Pilgerreise nach Jerusalem im Jahr 1089 kennengelernt hatte.¹⁵ Nicht alle Kelten waren schlecht. Und so wie Alexios bereit war, sich an die Türken oder die Kumanen als Verbündete zu wenden, wenn er es für zweckmäßig hielt, so war er auch mehr als bereit, sich an die Christen des Westens zu wenden, wenn es im Interesse des Reiches lag.

Also ging im Jahr 1091, etwa zur Zeit der großen Schlacht von Levounion, ein Brief aus Konstantinopel an «Robert, Herr und ruhmreicher Graf von Flandern, und an alle Fürsten im ganzen Reich, Anhänger des christlichen Glaubens, Laien wie Kleriker». Zu lesen war darin die Klage, dass «das heiligste Reich der griechischen Christen von den Petschenegen

* Robert I., Graf von Flandern, war verwandtschaftlich mit den Normannen verbunden: Seine Schwester Mathilde heiratete Wilhelm den Eroberer, den ersten normanischen König von England (reg. 1066–1087).

und den Türken, die es täglich verwüsten, schwer bedrängt wird». Der Schreiber des Briefes erzählt auch Horrorgeschichten von Gräueltaten, die die Türken anderswo im Reich begehen: Heilige Stätten werden zerstört, Köpfe abgeschlagen, Bischöfe vergewaltigt, Knaben gewaltsam beschnitten und gezwungen, in Taufbecken über ihr eigenes Blut zu urinieren. Vergewaltiger entjungfern «Jungfrauen vor ihren eigenen Müttern und zwingen sie, verruchte und obszöne Lieder zu singen, bis sie endlich von ihnen ablassen». Der Verfasser beklagt, dass «fast nichts mehr [vom Reich] übrig ist, außer Konstantinopel, das sie uns sehr bald zu entreißen drohen», und er bittet den Grafen von Flandern, aus Liebe zu Gott und zur Rettung der «gläubigen griechischen Christen» christliche Krieger zu schicken.¹⁶

Wer diesen Brief geschrieben hat, ist keineswegs sicher. Er wurde als das Werk des Alexios selbst bezeichnet. Er wurde als reine Fälschung abgetan. Unstrittig ist jedoch, dass ähnlich lautende Appelle in Alexios' Namen im ganzen Westen verkündet wurden. Ab 1091 gingen dringende Hilferufe an adlige und königliche Höfe in ganz Europa, in denen über Gräueltaten und groteske Verstöße gegen den christlichen Anstand geklagt wurde. Botschafter schwärmten in alle Himmelsrichtungen aus und zerrten an Herz und Geldbeutel gleichermaßen. In Venedig stellte man dem Dogen lukrative Handelsprivilegien in Aussicht, darunter Steuerbefreiungen, rechtliche Immunität für venezianische Kaufleute und exklusiven Zugang zu den besten Anlegestellen der Häfen im ganzen Reich – alles im Gegenzug für eine finanzielle Unterstützung der erschöpften Reichskasse. In Frankreich und Deutschland überbrachten byzantinische Diplomaten Geschenke in Form von Reliquien für die Kirchen, gepaart mit düsteren Warnungen in Bezug auf den gefährdeten Zustand der Christenheit und der Christen im gesamten Osten, deren Schicksal, wie die Gesandten behaupteten, davon abhing, dass die gesamte christliche Gemeinschaft weltweit sich gegen die Verderbtheit der «Heiden» zusammenschloss. Zu den Leidensgeschichten im Reich gesellten sich drastische Schilderungen etwa vom Missbrauch von Pilgern und der Schändung heiliger Stätten in Syrien und Palästina – wie auch in Jerusalem, der Stadt des Wirkens und der Passion Christi. Die Absicht hinter diesen Schreckensgeschichten war klar: Die Christen im Westen sollten gegen

die Feinde der Byzantiner aufgehetzt werden, in der Hoffnung, dass sie dem Kaiser gegen die vermeintlichen Übeltäter zu Hilfe kommen würden.

Alexios stand zwar gewaltig unter Druck, war aber nicht dumm. Wann immer er während seiner Regierungszeit ferne Mächte um Hilfe bat, tat er es in dem Bewusstsein, dass diese Strategie nach hinten losgehen konnte. Als er den Westen um Hilfe gegen die Türken anrief, die Kleinasien bedrängten, kannte er den Ruf der Krieger, die er zum Kampf aufforderte. Sie waren nicht unbedingt die verschleierte islamischen Puritaner, die auf Einladung al-Muʿtamids von Marokko nach Südspanien gekommen waren. Vielmehr waren die Franken, wie man sie zusammenfassend nannte, berüchtigt für den «Wankelmut ihrer Überzeugungen» und «ihre leichte Beeinflussbarkeit». Sie waren so «gierig nach Geld», dass sie «ganz offensichtlich auch aus beliebigem Anlass die von ihnen getroffenen Vereinbarungen leicht umwerfen».¹⁷ Alexios rief sie dennoch. Allerdings rechnete er nicht mit dem, was da kam: «Der gesamte Westen nämlich und alle Barbarenvölker, die das Land jenseits der Adria bis hin zu den Säulen des Herakles [Gibraltar] bewohnten, sie alle hatten sich zusammen mit Kind und Kegel aufgemacht und marschierten nun durch das übrige Europa hin nach Asien.»¹⁸

Alexios' Lockruf aus dem Osten zeitigte größere Wirkungen, als er, Anna oder irgendjemand um sie herum – einschließlich ihrer türkischen Peiniger – sich hatte vorstellen können, denn er wurde umformuliert, verändert und von einem gefährlich brillanten Redner, Papst Urban II., einem willigen Publikum vorgetragen. Die Reaktion, die er bei seinen Anhängern hervorrief, sollte den Lauf der Geschichte im Mittelmeerraum und darüber hinaus für Jahrhunderte verändern.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de